Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 3.

Carl Dallago: Nietzsche und — der Philister (Schluß) / Arthur von Wallpach: Einem unbekannten Finder" / Hugo Neugebauer: „Der König und die Magd / Franz Schamann: Adolf / Max von Esterle: Karikaturenfolge III (Baron An der Lan) / M. Esterle: An den Innsbrucker Gemeinderat.

Brenner-Verlag / Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Juli 1910. Heft 3.

Nietzsche und — der Philister / von Carl Dallago.

(Schluß.)

Aber das Buch stolpert fort und fort über gar jeden Ausspruch Nietzsches, wo es ihn deuten will, ja es stolpert nicht nur, es fällt zumeist hin seiner ganzen Philisterlänge nach. Schließlich macht es noch Nietzsche den geistigen Zusammenbruch zum Vorwurf. Es witzelt von seiner „Geistesnacht statt Geistesmacht". Es höhnt auf Nietzsche ein:

„O großer Philosoph! Du hast ein Land versprochen und ausgerufen: Eurer Kinder Land sollt ihr lieben; diese Liebe sei euer neuer Adel — das bisher unentdeckte Land im fernsten Meere. — Ach, wie sollen wir an das Glück des verkündigten Landes glauben, wenn der Verkündiger so wenig Glück mit der Verkündigung hatte, daß er die Träger seines Geistes überlasten mußte, und diese sich unter der Bürde bogen? Du hattest ja die Schwere vor allem anderen: die göttliche Leichtigkeit, das Tanzen ist dein neuer Gottesdienst! — Warum gabst du nicht in deinem Leibe das leuchtende Beispiel der göttlichen Leichtigkeit? Sondern du bürdetest dir zu viel auf und brachst unter der Last zusammen, wie ein anderer armer Mensch unter seinem Kreuze. Sieh zu, du neuer Gott, ist das Vergeltung? — — Des Menschen Wille ist seine Notwendigkeit; aber nicht in dem prahlenden Sinne, wie du es meinst, wenn du ausrufst:

O Wille, du meine Notwendigkeit! — Dieses Zerlegen ist ein Entzweien des einen Menschen, und du bist mit dir entzweit geworden; du bist aus deinen Angeln gehoben, verrückt worden. Von wem? Von dir selber. Ist das Leben ein Born der Lust, o Zarathustra, wie du predigtest? — Du bist der erste Übermensch, der dieses gesagt hat. Aber ach, Worte, sie mögen noch so kühn sein, das Leben ist noch kühner. Bist du nicht aus Müdigkeit zusammengesunken unter deiner schweren Last? Und wie sagtest du, o Zarathustra, höhnend: „Wer müde wurde, mit dem spielen alle Wellen." Und bist du dir nicht selbst verloren gegangen? Wie sagtest du doch, Übermensch? „So ist es immer schwacher Menschen Art: sie verlieren sich auf ihren Wegen".

Beim Anhören des Zitierten, dessen Tonart sich noch lange so fortsetzt, trat mir unwillkürlich vor Augen die lebensgroße Eccehomo-Gruppe einer Kalvarienbergkapelle, an der ich als Knabe oft vorüberging. Sie stellte dar, wie drei Henkersknechte den dornengekrönten Heiland verhöhnten. Die drei verzerrten Fratzen schienen wieder vor mich hingestellt. Aber sie umringten eine andere Gestalt — ein anderes Antlitz, das darum doch nicht weniger das eines Dulders war — das eines Siegers.

Das Buch erzählt weiter: „Es war auch nicht der stille Wahnsinn des Märtyrers, der ihn befiel. Overbeck hat ihn vor Augen gehabt als der Nächste, der nach Turin zu dem unglücklichen Freunde geeilt war. — Bernoulli erzählt, daß er ihm mündlich mehr darüber berichtet habe, weil sich Overbecks Hand gesträubt hätte, die letzten krassesten Einzelheiten in dem Briefe an einen Freund zu Papier zu bringen ... Darnach bot sich ihm in Turin damals ein Anblick, der die orgiastische Vorstellung der heiligen Raserei, wie sie der antiken Tragödie zugrunde lag, auf grauenhafte Weise verkörperte. — — Und in solchen Händen, die sich gegen den eigenen Leib gerichtet hätten, wenn der Geist sich damals hätte sehen können, lag und liegt noch, nach der Ansicht so vieler, die Höherzüchtung der Menschen. — Dieser Nietzsche hatte dies mit Prometheus gemein, daß auch ihm ein Geier die Eingeweide zerfleischte: der Geier des brennenden Ehrgeizes."

Wer hört hier nicht den Unterton — die versteckt mordende Absicht heraus: — die Abtunsart des Philisters. Und so etwas wird als „Eine tapfere und originelle Auseinandersetzung mit dem Geiste Nietzsches" ausgepriesen! — Pfui! pfui! pfui! Und der Verfasser des Buches will dabei noch „ein Kind" sein — „ein Dichter" und gewiß auch ein „guter Mensch" wie jeder Philister.

* * *

Aber für Nietzsche, den großen Seelenleser, ist alle Verunglimpfung von solcher Seite keine Überraschung. Er kennzeichnet diese „Guten"; er sagt von ihnen: sie hassen am meisten den Schaffenden, sie kreuzigen den, der neue Werte auf neue Tafeln schreibt. Sogar die Stimme aus dem Buche bejaht hier — (vielleicht um nicht in Verdacht zu kommen) und meint höhnend zu Nietzsche: „Das ist schon öfter vor dir gesagt; nur hieß man sie damals Fanatiker. Du beliebt es, sie „Gute" zu nennen". — Doch: sie sind auch heute noch Fanatiker — die „Guten". Hörten wir nicht im Buche schon Dünkel und Gehässigkeit fanatisch verbrüdert? Es ergab jene blinde Hohnsalve, die den Höhnenden am meisten schlägt. Und Nietzsche sieht noch das Letzte an diesen „Guten". Er weiß: „Der Pharisäismus ist nicht eine Entartung am guten Menschen: ein gutes Stück davon ist vielmehr die Bedingung von allem „Gut"-sein." Besser kann niemand aufdecken! Der Philister nimmt es zwar für einen „auf den Kopf gestellten Gedanken" — doch nehmen wir noch dazu, daß etwas von Sklavenseele in jedem Philister ist — sein muß, (schon sein devotes Stehen im Bestehenden, im Äußerlichen bringt es mit sich) und daß: „die wirkliche Sklavenseele sich zeigt, wenn sie muß, demütig, wenn sie kann, frech", wie es im Buche heißt, so haben wir vielleicht die Herleitung von „Nietzsches Bild" beinahe vollständig aufgedeckt. Denn dieses Sklavische im Philistertum kann heute losgehen gegen Nietzsche — es kann: selten stand es so günstig dafür wie heute, selten wehrte sich so die Öffentlichkeit gegen alles Echte und Große wie heute, selten fand die platte Mittelmäßigkeit soviel Gehör und Beifall bei jeder Art von Machthabertum wie heute, selten war es wie heute, daß man das Philistertum

großfütterte auf Kosten der großen, schöpferischen Menschen — auf Kosten des Genies.

So mag „Nietzsches Bild" bestehen bleiben und fortleben als Denkmal der Beschaffenheit deutsch-österreichischen Philistertums, dem Deutschland die Hand reicht und aufhilft — besonders der „deutsche Süden" — und es so zu deutschem Philistertum stempelt. Es mag auch Unreines in der Art des Aufhelfens sein — Spekulatives! — Der Philister bedankt sich dafür, daß er versucht einen der seltensten und erlauchtesten Schaffenden — den vielleicht größten deutschen Schöpferisch-Schaffenden umzubringen. Es liegt Deutschtum und Menschentum in solchem Tun, das sich an Stammtischen züchtet — und wie züchtet. — — —

* * *

Wir aber sehen Nietzsche anders. Uns soll das Pamphlet (dem ein anderes pamphletartiges Werk, „Nietzsche und Overbeck" von Bernoulli, eigentlich der trübe Leitstern ist und nicht das Schaffen Nietzsches) das Bild des großen Einsamen nur umso lichter erscheinen lassen und umso größer, je mehr Dunkel und Kleinheit sich grollend um ihn zusammenballen. Wir ermessen darnach: an der Nähe und dem Lärm des wüsten Getümmels, umsomehr die Wahrheit und Wahrhaftigkeit, die Nietzsches ganzes Schaffen durchtränken und ihn so fruchtbar machen kommenden Zeiten. Wir nehmen sein Versinken in Umnachtung noch als Gloriole seines Standhaltens — seines Triumphes als Überwinder. Es ist für uns nichts Fragwürdiges in seinem Wesen. Und uns seinen Zusammenbruch vor Augen haltend, erinnern wir uns besonders an Platons Ausspruch: „Durch den Wahnsinn sind die größten Güter über Griechenland gekommen". Wir denken, auch Nietzsche könnte dem ganzen Abendland noch Segen genug bedeuten. Wir finden auch dort einen erstaunlichen Reichtum, wo wir nicht mitgehen, und lassen immer die Frage noch offen, ob es nicht so ist, nur weil wir nicht mitkommen. Wir haften an keinem der vielen Schlagworte, die das Philistertum aus Nietzsches Schaffen überall an sich gerissen. Wir wissen, daß Nietzsche selbst seinen Übermenschen absetzte, den er nur zeitweilig einem oft unerträglich werdenden

Philistergotte entgegenhält. Sein gewaltiges Wort nach dieser Richtung ist uns ein Erlebnis — eine Kulturtat von weitgehendster Bedeutung, — zeigt uns seine Naturanbetung. Darauf bauen wir weiter. Das geniale Nietzsche-Wort heißt: „Mein Schlußsatz ist: daß der wirkliche Mensch einen viel höheren Wert darstellt als der „wünschbare" irgend eines bisherigen Ideals." Uns bedeutet es: daß der Menschennatur damit Höchstes eingeräumt ist auf Kosten des Intellekts. Und wir verabscheuen instinktiv die Herrschaft des Intellekts als Unnatur und finden alle natürliche Ethik in der Aufhebung dieser Herrschaft, auch in der Aufhebung dessen, was der Philister „die moralische Welt" nennt als etwas, das nur diese Herrschaft ersann und aufstellte. Wir verlegen alle Möglichkeiten zu verklärten und reinsten Zuständen in diese Art Befreiung der Menschennatur und wenden uns ab: von der „verklärt reinmenschlichen Natur als Gegensatz zur tiermenschlichen Natur", von der „seit Jahrtausenden bestehenden und anerkannten Wahrheit", von der festen Bahn, „auf der alle Edlen ihre Wahrheit gefunden", wo wir nicht über diese Dinge lachen, weil wir nicht an sie glauben. Wir dünken uns als Inhaber eines höheren — ja höchsten Glaubens: des Glaubens an die Menschennatur, und denken, daß dieser Glaube es ist, der ein Band knüpft zwischen allem, was in Wahrhaftigkeit sich auftut und aufgetan hat, ein Band, das alle wahrhaft Großen der Erde eint, — das auch Christus und den Dionysos-Jünger Nietzsche sich begegnen läßt in der Tiefe.

„Einem unbekannten Finder" / von Arthur von Wallpach.

(Zur Sonnwende vermauert im Grundstein.)

Aus verschollner Tage Munde
Eine letzte blasse Kunde
Weht dir dies Vermächtnis zu.
Gruß dir, unbekanntes Du!

Hämmert durch der Stunde Schwinden,
Sehnt sich, Wolken gleich und Winden,
Auch dein ruhlos Herz zur Ruh?

Sonnenstille Tage lächeln,
Holerblütendolden fächeln,
Alles Leben glüht und schweigt.
Doch des Todes Schwermut geigt
Mitten ins Cicadenschrillen,
Wie im Dämmerschattenschwillen
Sich die Purpurrose neigt.

Talhin scheint ein Blumenglänzen,
Lichte Bergesscheitel kränzen
Sich mit eisigem Firnenband. —
Drüben droht der fahle Strand!
Nimm den Gruß des Seinsverwehten,
Trag die Sehnsucht des Poeten
In des Lebens liebes Land!

Der König und die Magd / von Hugo Neugebauer.

In der Nacht nach dem jährlichen Feste der Klage über die Unfruchtbarkeit ging des Königs Magd zum Brunnen, um Wassers zu schöpfen. Und es war die Nacht sehr stille und lau und der Mond so voll von blassem Lichte, daß sich die kleinen Gestirne verbargen aus Angst vor des Mondes großer Trunkenheit. Und es hatten sich alle Knospen aufgetan und schauten aus erschrokkenen Augen auf die Magd. Und der Wind hüpfte unsichtbar über die Blumen, beugte mit sanften Tritten ihre Nacken und blähte die Gewande der Magd. Und ihre Wangen waren heiß von einer großen, dunkeln Begierde.

Als sie aber an den Brunnen kam und sich beugte über des Brunnens Mund, siehe, da war das Kind des Mondes ins Wasser

gefallen und schaute sie an aus großem, sanftem Auge. Und die Magd hatte Mitleid mit dem Kinde und senkte den Eimer hinab und schöpfte das Kind. Und das Kind lächelte sie lieblich an und sie hob es aus der Taufe und das Kind tanzte auf den Spitzen ihrer Finger und sprang zur Erde und hüpfte vor ihr her und sie lief ihm nach, es zu haschen.

In dieser Nacht stand der alte König auf dem Dache und schaute übers Feld der jungen Magd nach. Und sein Bart war voller Tränen, die glitzerten im Mondenglanze. An seinen mageren Fingern aber funkelten, von schmalen goldenen Ringen umfaßt, große Diamanten wie Gestirne. Und er streckte die welken Hände ihr nach und seufzte in den Wind. Aus seinen großen, dunkeln, jungen Augen aber glitt ihr nach ein Leuchten der Sehnsucht ohne Begierde, so kühl und keusch wie des Mondes Silber überm Lande.

Da ward ihm auf einmal, als griffe ihn Tod an von innen, so eng und wehe ward ihm ums Herze. Und er schloß die Augen und tauchte in sich selbst hinab und ganz unter in ein tiefes, wundersames Leid. So stand er seiner matten Herzensschläge neunundneunzig. Und mit jedem Schlage tauchte ein Jahr seines Lebens auf, blickte ihn an aus eines schönen jungen Weibes Auge und tauchte wieder unter. Und der alte König lächelte und nickte.

Auf einmal aber ließ es ihn los und er schlug die Augen wieder auf und sah die junge Magd das Kind des Mondes haschen. Da packte es ihn wie einst den Knaben und seiner morschen Kniee spottend sprang er die Treppe hinab, rannte durch den Garten des Palastes und übers Feld dem Kinde nach. Und sie rannten miteinander um die Wette nach des Mondes Kinde, der alte König und die junge Magd. Aber der Mann war behender denn das Weib, haschte das Kindlein und bracht es ihr getragen.

„Herre", redete ihn verwundert die Jungfrau an, „wie mocht Euch das glücken? Seid Ihr doch neunmal älter denn ich!"

Da lächelte der König sanft und erwiderte: „Aber meine Sehnsucht ist eilfmal jünger denn dein Alter."

Und er bot ihr den Mund zum Kusse. Sie aber wandte sich ab:

„Gedenket Eurer Jahre", stammelte sie errötend.

Da lächelte der König noch sanfter und entgegnete: „Meiner Jahre sind nicht mehr denn eines. Denn ein Weib ist in meiner Jahre neunundneunzig. Und dies Weib bist du".

Und er legte den rechten Arm um ihren Nacken und küßte sie auf den Mund. Da geschah es, daß des Mondes Kind seiner Linken entsprang und plötzlich verschwunden war. Sie aber achteten des nicht und blieben noch lange beisammen.

„Wie kann das sein?" begann die Magd, als sie selbander heimwärts schritten.

Da wandte ihr der Alte das Angesicht zu, rot von des Tages Jugend.

„So", entgegnete er, „daß ich dich erwartet habe seit der Stunde meiner Geburt, als noch der Ahne Schoß den Leib deiner Mutter trug. Und ich hab dich erwartet". — —

Und neun Monde waren um die Erde gerollt, seit der Alte die Jungfrau geküßt hatte unter dem Baume. Da brachte ein Hirte dem König was Verborgenes in lederner Tasche:

„Herre", begann er, „als ich heute morgen der Schafe hütete beim dürren Baume am Brunnen, siehe, da blinkte mich was an von kahlem Aste. Und ich stieg hinauf, brach's und bring's Euch."

Und er bot ihm eine Frucht.

Da jauchzte der König auf und rief: „Hundert Jahre lang hat dieser Baum keine Frucht getragen. Und heute fruchtet er dies Wunder! Man steige auf den Turm mit Posaunen und schmettere in alle Winde die Botschaft! — Du aber nimm dies und gehe damit einher vor allen Großen meines Reiches. Denn du bist größer denn sie durch meines Blickes Gnade."

Und er streifte den Goldreifen mit dem größten und schönsten Demanten vom Finger und reichte ihn dem Hirten. Dann brachte er der Magd die Frucht in goldener Schale, blickte sie gütig an und sprach:

„Nimm und iß dir meine Lieb und Treue bis über den Tod."

Und er küßte sie auf den Mund.

Zur nämlichen Stunde geschah's, daß die Magd eines Knaben genas. Und es schmetterten die Posaunen die frohe Botschaft in das

Wehgeschrei der Kreißenden. Und alles Volk wunderte sich des Wunders und brachte dem König Lämmer und Honigs und Öles viel in steinernen Krügen nach altem Brauch.

Und es geschah, daß der Knabe zum Jüngling gedieh. Aber er war ganz anders als seines Alters Genossen. Nicht lockte ihn Ball und Netz und Jagdruf und vor der Waffen Spiele graute ihm. Fern blieb er der Sonne in verschlossenem Gemache, Honig und Milch war seines Leibes Nahrung und seine Stimme war sanft und klagend. Aber wenn die Nacht die Gestirne entzündete und der Mond das Wolkengewand zerriß und nackt über den Himmel tanzte, dann stieß der Prinz die verschlossenen Fenster auf und winkte dem Monde und stieg auf das Dach des Palastes und buhlte mit dem Monde mit Küssen und brünstigen Gebärden und wilden Worten einer unerhörten Sprache. Und alle, die sein Gebahren sahen, entsetzten sich darob. Denn es war Raserei und schmerzliche Wollust in allem, was er dann tat.

Und es war wieder eine Nacht im Sommer und wieder stand der alte König auf dem Dache des Palastes. Diesmal nicht ohne Absicht. Denn er harrte des Sohnes, um ihn dem Wahne zu entreißen mit aller Macht seiner großen, leidenden Liebe. Und es sammelten sich viele süße Worte auf seinen welken Lippen und viele bittende Blicke in seinen großen, dunkeln, jungen Augen. Und er wartete. Und der Mond erhob sich, zerriß die Wolkengewande und tanzte nackend über den Himmel. Und alle Blumen schlugen die Augen zu ihm auf und staunten ihn an.

Da geschah es, daß des Alten Blick abirrte und den Brunnen traf und den Sohn, wie er langsam und gesenkten Hauptes dahinschritt wie ein Schlafender. Und er sah, daß sein Sohn nackt war und daß sein junges Fleisch leuchtete wie der Mond, der über den Himmel tanzte. Da kam plötzlich eine große Angst über das Herz des Vaters und er konnte nicht länger an sich halten, sondern rief den Nachtwandler an mit dünner, zitternder Stimme. Da fuhr der Jüngling aus dem Schlafe auf und wandte das wunderschöne, aber totenblasse Antlitz dem Alten zu:

„Mein Vater?“ fragte er ernst und klagend.

„Wohin gehst du, mein Sohn?" klang es bang und zärtlich zurück.

„Zur Schwester."

Und wieder versank er in Schlaf und schlafend wandelte er weiter, bis seine tastenden Hände des Brunnens Brüstung berührten. Da sah er sich noch einmal nach dem Vater um, winkte und lächelte. Dann wandte er sich wieder und schwang sich über die Brüstung kopfüber in die Tiefe. — — —

Hart vor dem Absturz stund der alte König und riß die Augen auf. Und er sah, wie die junge Magd vom Brunnen zurückkehrte, den gefüllten Eimer auf dem Kopfe, sah, wie sie die großen, dunkeln Augen seitwärts rollte, dem jungen Hirten zu, der stand, auf seinen Stab gestützt, die schwellenden Lenden mit eines Schafes Felle umgürtet. Und der alte König sah ein sonniges Lächeln um den Mund und die Augen des jungen Weibes.

Da wandte er sich hastig ab und rief dem Häscher: „Hasche mir jene beiden und führe sie vor mich."

Und der Häscher haschte den Hirten und seine Buhle und führte sie in die Halle des Palastes vor das Auge des Königs. Und der König beugte sich vom Throne und blickte dem Hirten finster ins Gesicht:

„Wo hast du mein Kleinod? Gib es heraus, Betrüger."

„Herr, welches Kleinod?" rief erblassend der Hirte.

„Den Reifen, den du dir mit falscher Frucht erlistet."

„Mit welcher Frucht, Herr?"

„Mit der Frucht ihres Leibes!" rief der König. Und es war Groll und Weh im Ruf seiner Stimme.

Da warf sich der Hirte vor dem Throne auf die Knie und erhub flehend die Hände, wimmernd die Stimme: „Allwissender, Gnade! — du hast es gesagt."

„Unter dem Baume, nicht wahr?"

„Unter demselben."

„Und wann?"

„In dieser Nacht, Herr. — Alles gesteh' ich um Gnade."

Der König stand auf:

„Man führe ihn hinweg, schlage ihm das Haupt vom Rumpfe und bringe es mir."

Da warf sich die Magd dem König zu Füßen, umklammerte seine Knie' und schrie: „Barmherzigkeit, Herr! Um Liebe ist es geschehen."

„Wirklich?"

Er beugte sich zu ihr hinab, ergriff ihre Hände, hub sie auf und blickte ihr tief ins Auge. Und es war ein wehmütig Staunen im Blick seines Auges:

„Weib, Weib, Weib!"

Und er wandte sich ab und niemand sah sein Gesicht. Und ich kann nicht sagen, wie es aussah. Nach einer Weile aber sahen es alle wieder und es sah aus wie alle Tage:

„Man führe diese beiden hinweg an des Reiches Mark und gebe ihnen aus meinen Gewölben Milch und Honig mit und Öles neun Krüge. Und seine Herde soll er vor sich hertreiben."

„O Herr"! riefen sie beide auf den Knieen.

Er aber achtete ihrer nicht, sondern winkte. Und zwei Hüter traten an sie heran und führten sie hinaus. Als sie aber auf die Schwelle trat, da rief ihr der König. Es war Angst und Bangen im Rufe seiner Stimme. Und sie wandte sich um und sah ihn groß und erschrocken an. Er aber senkte den Kopf und winkte wieder. Und die Hüter führten die beiden aus dem Palaste. —

(Schluß folgt.)

Adolf / von Franz Schamann.

Aus „Eine Tragödie" (s. vorhergehende Nummer.)

Adolf: (tritt auf, einige Muster von weißen Seidenstoffen in der Hand) Was ist denn? Weshalb kommst du nicht? (zu Richard nebenbei) Guten Tag, Herr.

Richard: (nickt)

Adolf: (flüsternd) Was hat's gegeben?

Ludwig: Ach Gott! — Eigentlich nichts. Was hast du da?

Adolf: (laut) Wir warten; die Herren kommen nicht. (zu Richard) Sie sollen einen guten Geschmack haben, sagt meine Braut. Sie läßt Sie bitten, ihr ein Muster für das Brautkleid auszuwählen.

Richard: (hält sich mühsam zurück)

Ludwig: Was? Du willst Hochzeit machen?

Adolf: Endlich wird's doch Zeit, daß ich mein Wort einlöse. Was glaubst du?

Ludwig: Na ja — aber — — aufrichtig gesagt, hab ich gedacht, daß wir das früher besprechen werden.

Adolf: Was denn? Bist du drauf nicht vorbereitet? In paar Tagen mache ich Schluß mit den Vorlesungen. In drei Wochen können wir die Geschichte beim Pfarrer ausgetragen haben, — dann bist du so gut und richtest uns hier den zweiten Stock ein, während ich mit meiner Frau ein bißchen herumreise! Sowie ich zurück bin, fang ich mit meiner Untersuchung über die Wechselwirkungen schöpferischer Ideen in der Weltliteratur an. Zuvor muß ich aber reinen Tisch machen. Ich muß mir gehören. Es darf mich nichts zersplittern.

Richard: (ruhig, matt) Da hat der Herr Professor eigentlich recht.

Adolf: (sieht sich in nicht geradezu verächtlicher, doch Richard verletzender Weise nach ihm um und nickt) Danke.

Richard: (legt die Muster auf das Tischchen und sieht nach der Uhr.)

Ludwig: (eintönig, durchzittert von seelischem Weh) Gut. — Wenn du meinst ... Da kann ich halt nichts machen. (zu Richard) Gehen wir jetzt hinunter?

Adolf: Wenn wir hinuntergehn, können wir die Stoffwahl unten vornehmen; gelt?

Richard: Sie werden mich bei den Damen entschuldigen, Herr Professor — ich muß zur Bahn.

Adolf: Ja richtig — Ihre Frau kommt. Ich bin ordentlich neugierig. Ich verehre Ihre Frau — bitte, bitte! Nach allem, was ich über sie gehört habe, muß sie mindestens neben der Elisabeth des Tannhäuser den Platz behaupten.

Ludwig: E . . . . . Du — Schätzmeister.

Adolf: (leicht höhnisch) Ich habe ganz vergessen, daß der Mann ein Individualisten-Anbeter ist. Familienerbstück.

Ludwig: (lacht in gelindem Zorn) Es würde dir nicht schaden, wenn du einen Blick für das Wesenseigentümliche der Erscheinungen hättest.

Richard: Also, Ludwig, ich geh'.

Ludwig: (unwirsch unter der Nachwirkung des Zornes) Hast noch Zeit. Übrigens kann sie auch im Vorbahnhof aussteigen, und du gehst umsonst. (mit einem Seitenblick nach Adolf) Bringt mich der Mensch mit seiner verfluchten Vergleicherei um die ganze Laune!

Adolf: Du könnt'st dich schon ausgetobt haben.

Ludwig: Er ist nicht im Stand einer einzigen Erscheinung ihren Namen zu lassen — er muß immer messen — überall vergleichen, die Wechselwirkung herausschnüffeln.

Richard: Das kannst du nicht so beurteilen, liebes Kind. So eine Methode kann ja gewiß manches Talent zu Grunde richten, aber das Weltkräftige wächst über sie hinaus.

Ludwig: Ah, hör' auf! Mich juckt's immer in der Hand, wenn ich von dem Menschen etwas lesen muß. Den nennt er den neuen Goethe und mißt ihn an ihm; den: den neuen Shakespeare; den: Jean Paul. . . Es kommt über einen wie ein heiliger Zorn, wenn man dann sehen muß, wie so manches Talent auf diese Art erdrückt und entpersönlicht wird.

Adolf: (geht lachend auf und ab und reibt sich vergnügt die Hände)

Richard: Wahrscheinlich will er, daß seine Leute über die ihnen gestellten Vorbilder hinauswachsen — denn ihr Ehrgeiz wird da gespornt, daß es nur so blutet.

Ludwig: Reitschul-Methode.

Adolf: (bleibt vor Richard stehen) Zur Hälfte haben Sie mich ja verstanden — aber das Eigentliche meiner Methode haben Sie nicht weg. Wahrscheinlich fühlen Sie nicht, daß wir in einer allkriegerischen Zeit leben. Sehen Sie, ich betrachte alle Schaffenden als Feinde meines Weltbildes, das sie mir zerstören wollen — und wenn ich den als den neuen Goethe, diesen als Shakespeare —

Ludwig: Dich als Grabbe!

Adolf: (zu Ludwig hin, recht geärgert) Ja, ja. (zu Richard) Sie sehen, wenn mich die betreffenden Leutchen nicht verstehen, wenn sie nicht fühlen, daß ich ihrer im tiefsten Grund spotte — tut's mir leid um sie. Jeder ist er selbst. Wer mir aber reinfällt — und irre wird an sich, der ist für mich geliefert. Das Gesunde und Urkräftige wird niemand mit meinen Waffen umbringen, weil er es nicht umbringen kann. Schädlich ist meine Methode dem Echten nicht, weil sich's mir eben um eine Auslese des Echtesten und Besten handelt. Was mein Herr Schwager sagt — — — (macht eine wegwerfende Handbewegung) Wissen Sie, es gehört zum Leben, sich gelegentlich von Jünglingen einen Idioten um den Schädel schlagen zu lassen.

Richard: Von Idioten war noch lange nicht die Rede.

Adolf: Glauben Sie, er hätte was andres gemeint?

Ludwig: Ein Idiot wird mich nicht aufregen. Mir paßt deine Methode nicht, weil sie unter Umständen Mord werden kann.

Adolf: Das ist der Krieg.

Ludwig: Hör' mir mit dem Blödsinn auf! Seine Bequemlichkeit nennt er Krieg. Der Kritiker soll dem Schaffenden ein Hohlspiegel sein — du aber bist ein Schächter. Der Kritiker soll den Willen des Allschöpfers im Schaffenden verstehn — und statt das Dessin des ewigen Webmeisters nachzuzeichnen, verdirbst du das Muster, weil du, Patzer! die Webblätter korrigierst. Das ist Mord — Talentmord!

Adolf: Du, erlaub' einmal, was ist denn das, was dein Freund betreibt, der angeblich kein Werk schreiben kann, ohne vorher eine Katastrophe erlebt zu haben? Wenn seine Geliebte an ihrem Kind nicht gestorben wär, hätt' er seine Octavia in der „Agrippina" nicht schreiben können, — sagt er. Ist das was anderes gewesen als Mord: der Tod des Mädels, wie er's erzählt? Das war ein effektiver Mord!

Ludwig: Das ist ein Werdeprozeß — und eine ganz andere Sache als deine.

Adolf: Du willst offenbar sagen: eine Sache, die früher ihre Tantièmen-Früchte zeitigt, — wenn sie dem Publikum gefällt.

Richard: (fährt auf)

Ludwig: (faßt Richard rasch am Arm; begütigend) Laß ihn doch sein. (zu Adolf) Das ist eine Sache, die den, der sie durchlebt, seelisch bewuchert, ihn zum pessimistischen Prostituierten macht mitten im sündenfremden Leben; die deinige ist ein Schachspiel mit göttlichen Gaben anderer Menschenkinder als Einsatz.

Adolf: Dafür wird dem Genie der Divinitätsrang erteilt, während wir nur im Gedächtnis unserer Nachfolger spuken. . . . Das ist dann die ausgleichende Gerechtigkeit (zu Richard, der ihn beobachtend betrachtet) Beliebt?

Richard: Wenn Sie das Schaffen eines Menschen, der was zu sagen hat, nachfühlen könnten —

Adolf: (hochmütig) Hm!

Richard: Ich bitt' Sie: Jetzt, da ich von Ihnen selbst gehört habe, wie Sie über den Wert Ihrer Arbeit denken, über die Form Ihrer Fernwirkung — jetzt können Sie sich vor mir so groß als möglich aufspielen . . . bei Ihnen kenn ich keine Grenzen des Hochmuts, er ist egal lächerlich.

Adolf: (will auf ihn los)

Ludwig: (hält ihn gewaltsam zurück)

Richard: Ich war bis jetzt im Unklaren darüber, wer einem Werk den Wert verleiht; jetzt weiß ich, daß Sie das nicht können. Jetzt merk' ich, daß es der Schöpfer ist, der die Werte schafft; der Schöpfer, den das grausame Leben in die Mühlsteine des Lebens werfen muß, daß er vor Lebensfurcht und Lebensangst, Lebenssucht und Todeswunden wie das Korn in der Mühle knirschen muß . . . aus seinen Schreien setzt sich sein Werk zusammen, das strömende Blut seiner Herzenswunden kittet es fest, seine Fernzeitahnungen heben es über den Tag empor. Was der Erlebende schafft, hat Selbstwert. — Jedes Werk des Genies ist der Schrei der Schmerzen seines Schöpfers. Sie haben keinen Schmerz erlitten . . . darum kritisieren Sie zu, es geniert mich nicht mehr.

Adolf: Unter besagtem Genie verstehen Sie wohl — sich.

Richard: Mit Ihrer Erlaubnis.

Adolf: Die kriegen Sie nicht. Ich muß Ihnen vielmehr sagen, daß es mir heute sehr unangenehm ist, Ihre — Werke je besprochen zu haben.

Richard: Es steht Ihnen frei, Ihr einstiges Urteil über mich zu widerrufen.

Adolf: (etwas wie eine arrogante Teilnahme klingt aus dem Ton seiner Antwort.) Was ich gesagt habe, will ich gesagt haben. — Es ist mir bloß darum unangenehm, weil Sie sich aus meinen Worten eine falsche Meinung über Ihren Allgemeinwert heraus gerechnet haben.

Richard: Sie überschätzen sich!

Adolf: Herr!

Ludwig: Er hat Recht.

Adolf: Für sich kann er über seine Schreibereien denken, wie er will. Er kann sich in seinen vier Wänden für Apoll selber halten . . . solche Werte kann man sich auch ohne was geschrieben zu haben beilegen — sie kosten nichts mehr als eine Gehirnerweichung. Spielt er sich aber mir gegenüber als eine Größe auf, so muß ich ihn auf seinen effektiven Wert aufmerksam machen.

Ludwig: Schau, das ist ein einfaches Mißverständnis. Er hat ja garnicht von Größe gesprochen; er ist von dir in seinem Stolz verletzt, in seinem erworbenen Stolz, den du nicht kennst. Es ist ja gewiß richtig, daß du Leutchen größenwahnsinnig machen kannst; den schönen Stolz aber kann nur das Werk seinem Schöpfer verleihen. Das ist auch so eine Wechselwirkung. — Hast du über die schon nachgedacht? Wirst du auch über die ein Kapitel schreiben können?

Adolf: Ich versteh' dich nicht.

Ludwig: Ja, siehst du: Du verstehst noch so manches nicht, was du am Maßstab deines Toten missest.

Adolf: Holla! Du willst sagen, daß ich auch deinen Freund nicht verstehe. Wollen sehen! Laß mich nur machen: Ich hab ihn seinerzeit als stärksten Künstler bezeichnet; was? „Stärke ist Kraft

und Fruchtbarkeit", hab' ich geschrieben; nicht wahr? Ist seine Kraft sobald pfutsch — ist seine Erfindung so bald erlahmt? Das Leben ist so reich an allem, daß jedes Wesen ein Dichter sein könnte, ohne zu jedem Gedicht in den bewußten Mahlkasten wandern zu müssen. Dein Freund hat genug erlebt, wenn er uns nicht anders Erlebnisse nur vorgeschwefelt hat — und was hat er geschrieben in diesen letzten zwei Jahren? Nichts! Keine Zeile! — Fruchtbarkeit; was? — Wenn Sie ein Genie wären, hätten Sie aus der Weibersache mit dieser Schießerei da schon längst eine Komödie am Theater gehabt.

Richard: (ist blaß geworden)

Ludwig: Man läßt sich doch nicht anschießen, damit deine Prophezeihungen in Erfüllung gehen.

Richard: (matt) Warum nicht?

Ludwig: (Richard in die Augen) Könntest du diese Tragödie schreiben?

Richard: (seufzt) Die letzte Tragödie wird nicht geschrieben.

Adolf: Von Ihnen nicht — Grabbe hat sie auch nicht geschrieben.

Richard (gereizt) Warum gerade von mir nicht?

Adolf: Weil Sie wahrscheinlich nichts mehr können.

Richard: Meinen Sie?

Adolf: Es wird mir zur Überzeugung.

Richard: (will aufbrausen)

Ludwig: Freu' dich, Tepp, fahr nicht auf — kannst ja ein Weltbild zerstören.

Richard: Laß mich — — (läßt Adolf nicht aus dem Auge)

Adolf: (dem Krach ausweichend) Wir wollen doch lieber hinunter. Nicht wahr? Meine Braut erwartet uns — Sie sollen ihr noch das Muster für ihr Brautkleid wählen — und werden sie doch nicht um das Vergnügen bringen wollen?

Richard: (grimmig) Nein, das Vergnügen kann ich ihr machen. Aber vorher, Herr Professor, möchte ich doch wissen, was Sie zu glauben veranlaßt, daß ich fertig bin?

Adolf: Ich glaub's Ihnen deutlich genug gesagt zu haben.

Richard: Ich erinnere mich nicht.

Ludwig: Er hat dich größenwahnsinnig gemacht — ergo . . .

Richard: Ich will Ihnen sagen, Herr Professor, was mich hemmt: Das Weib! Und die Furcht vor einer Idee — vor dem fertigen Werk. Aber darum sind Sie noch lange nicht der Mann, von dem ich mich verächtlich behandeln lasse. Wer sind Sie, daß Sie mich verachten dürfen? Weil Sie mehr wissen? Das, was Sie wissen, haben Millionen Ihrer Vorgänger gewußt! Was gehört Ihnen von Ihrem Wissen? Nicht so viel! Das kann man sich kaufen, was Sie besitzen. Kaufen Sie sich mein Leben, meine Wunden! Was ich besitze, hab' ich blutig erkaufen müssen! Sie aber kennen das Blut nur dem Buchstaben nach.

Adolf: Hoho! Das geht zu weit.

Ludwig: (sanft zu Richard) Geh, sei ruhig!

Richard: Es tut mir leid, vor Ihnen von Furcht gesprochen zu haben. Ich werde schaffen! — Ich will schaffen!! Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben; es soll Ihnen nicht unangenehm bleiben, über mich geschrieben zu haben. — Aber das sage ich Ihnen: daß ich Sie von dem Moment ab verachte, in welchem Sie, der Sie mir das neue Werk erpressen! sich vor diesem Werke beugen.

An den Innsbrucker Gemeinderat / von M. Esterle.

Meine Herren!

Zur richtigen Zeit eine altväterische Gemeindewirtschaft in ein großzügiges Industrieunternehmen umzuwandeln, ist ein schönes Stück Arbeit, das juristischem Geiste — in der Verwaltung immer verhängnisvoll — nie geglückt wäre. Es ist ein großer Vorteil für die Stadt, welche Sie repräsentieren, daß Sie fast alle Kaufleute, Erwerber wirtschaftlicher Grundlagen, Verdiener, Besitzer sind, die nicht anders konnten, als ihre erfolgreiche Geschäftspraxis auch auf die Stadtverwaltung zu übertragen. Man kann

(gez. von Max v. Esterle.)

Schützen voran! — Ich bin der Baron An der Lan!

heute behaupten, daß Innsbruck den Eindruck eines gutgeleiteten, reinlichen und rentablen Kaufhauses macht, worin nichts fehlt, was dem Durchschnittsbürger frommt, aber auch alles vermieden ist, was nicht dem banalen Zwecke eines Erträgnisses dient. Aber leider — Ideale finden in dieser Ordnung des Wohlstandes, der Hygiene und der Bequemlichkeit ebenso wenig Platz wie in einer beliebigen Stadt am Balkan.

Die Kunst z. B. — Begreiflich ist es ja, daß Ihren einfachen, stolzen und ein wenig kalten Profitnaturen die Kunst als etwas Entbehrliches erscheint, als ein Aufwand, der nur in der Welt, in der man Luxus treibt und Pleite macht, eine verführerische Rolle spielt. Aber schließlich sind auch die Werte, welche Sie selbst schaffen, nur dann bleibende, wenn sie — auch absichtslos — unsere Kultur fördern. Und der Gesamtbegriff der „Kultur" ist ohne Kunst nicht denkbar, denn Kunst reinigt das Leben, wie Sonne die Luft, und ohne Kunst würde alles Leben erkranken. Ich nehme an, daß Sie, meine Herren, dies nicht gewußt haben und daß Sie jetzt einsehen werden, daß auch die Förderung alles dessen, was Kunst betrifft, zu den Pflichten einer Stadtverwaltung gehört. Diese Förderung hat bisher auf sich warten lassen. Im Gegenteil hat (um mich kaufmännisch auszudrücken) Ihre ablehnende Haltung eine bessere Disposition zur Bewegung aller Kunstwerte nicht aufkommen lassen, wobei noch die Mattheit in der Nachfrage trotz andauernd günstiger Auslandsmeldungen stark auf den hiesigen Markt drückte.

Erinnern Sie sich nur der großen Zahl bedeutender Künstler, welche Tirol seit Jahrzehnten in die Welt sendet, um dort die Anerkennung zu finden, die ihnen daheim versagt wird! Bedenken Sie, wie beschämend es ist, daß Tirol seine Besten ohne das geringste Bewußtsein eines Verlustes ziehen läßt, und wie dies den „Jungen", wo es fortwährend neu gährt und gebärt, zum hemmenden Druck wird, der Talente verbiegt und Charaktere bricht! Gewiß, das Entstehen künstlerischer Energieen hängt von Ihrer Obsorge nicht ab. Aber dies darf Ihnen nicht als Ausrede dienen, dieser Erscheinung überhaupt nicht näher zu treten. Denn gerade von Ihrem Platze

aus wird solch vollständiger Mangel jeder Hochachtung vor allem, was ein bischen Seele hat, leicht zum Vorbild. Und ist es auch geworden.

Einige Beispiele:

Die Kunstabteilung des „Museum Ferdinandeum". Zweck: Sie soll eine fortlaufende, lebendige Chronik der zeitgenössischen Kunst bilden. Was an Geldmitteln fehlt, muß durch Findigkeit, feines Wahlvermögen, lebhafte Tätigkeit und rasches, aber taktvolles Zugreifen ersetzt werden. Man möchte glauben, da es sich um Kunstsachen handelt, daß dazu Künstler nicht ungeeignet wären, ja daß man nur im Notfalle auf Nichtkünstler greifen sollte. Handelt es sich doch hier auch um ein „Fach", so gut, wie in der historischen und naturhistorischen Abteilung desselben Museums. Sagen Sie doch selbst, Herr Schlossermeister: würden Sie einen Amtsdiener zum „Sachverständigen in Schlosserei" ernennen, weil er eine respekteinflößende Miene aufsetzen kann und weil er täglich bei einem eisernen Gitter vorüber geht? Oder Sie, Herr Professor, halten Sie den Porzellanwarenhändler X. Y. für eine Kapazität in hygienischen Fragen, weil er Spucknäpfe führt? Und doch besitzen vier sonst ehrenwerte Männer Innsbrucks den schlechten Geschmack, sich jährlich für die Stellen der „Kunstdirektoren" des Museums anzubieten, obwohl sie für Kunst nicht mehr Herz haben als Käfersammler für Luftschiffahrt. Dies beweisen die Kunstwerke, welche das moderne Schaffen Tirols im Museum repräsentieren sollen: Wenn das Land nichts anderes hervorbrächte, dann könnte man sich die Mühe ganz sparen und auch die Bildersäle mit alten Münzen vollpfropfen. Es verlangt kein Mensch, daß ein Juwelenhändler oder ein Geographieprofessor Kunstgefühl hat. Nicht einmal von einem Kunsthistoriker verlangt man es — man hat schon Schlimmeres erlebt — aber man könnte verlangen, daß sie hie und da fachmännischen Rat mit Dank quittieren, und daß sie ihre innerste Unsicherheit nicht mit eitler Überhebung über bessere Kompetenzen maskieren. Denn es ist besser, einzugestehen, daß es für solche Ehrenämter nicht langt, als ihre falsche Besetzung zu einem öffentlichen Mißstande anwachsen zu lassen, der dem Ansehen Tirols und seiner Kunst ins Gesicht schlägt.

Ähnliches tritt auch bei künstlerischen Wettbewerben zu Tage. Da erscheinen stets ein paar Herren, die es durchsetzen wollen, daß man sich keine Jury ohne sie vorstellen kann, und die daheim doch um vieles mehr für ihre Unsterblichkeit leisten würden. Diesen „Königen in Unterhosen" würden ihre eigenen Berufsgewänder besser stehen als das Negligé, in dem sie zur Kunst herabsteigen.

Auch die Heimatschutz-Vereine werden, wie es scheint, nur zu dem Zwecke gegründet, um einer „breiteren Schichte" den Rechtstitel zum Auchmitdreinreden zu verleihen und um den Künstlern etwas am Zeuge zu flicken. Nur wo Künstler tonangebend mitwirken, wie z. B. in Bozen, werden diese Dilettantenmätzchen etwas in Zaum gehalten und die fatale Verwechslung zwischen einem hochernsten Zwecke und überflüssiger Unkerei vermieden.

Es hieße ferner den Föhn nach Innsbruck bringen, wollte man die Komik beleuchten, mit welcher die „Erhalter alter Kunstdenkmäler" arbeiten, welche Orgien der Formalismus da feiert, wie da Gefühlswerke registriert werden, mit welcher Naivität alles Alte für anbetungswürdig gehalten wird, wie da restauriert wird, bis statt des alten Meisters ein moderner Pfuscher entsteht, kurz wie sich da eine Imitation des Verwaltungsbeamtentums mit Kunst auseinandersetzt.

Die Zeitungen stehn diesem ganzen Wirrwarr von geiler Anmaßung, Massenbeschränktheit und verschobener Wahrheit spaltenweit offen, und Kreti und Pleti fühlt sich berufen, die Vormundschaft über Kunst und Künstler zu führen und breitmaulig bei einem Werke Gevatter zu stehn, aber keinem von diesen Allerweltswissern fällt es ein, daß das Betasten und Beschnuppern dieser Tintenfinger und Schnauzen zu einer Geißel wird, die die Kunst aus dem Lande peitscht wie einen vogelfreien Ketzer. Denn wo die Propagierung des Kunstinteresses vom Bierphilister besorgt wird, schießt nur Prahlerei und Neid, Geschmacklosigkeit und Streitsucht in die Halme und verseucht das sittliche Leben. Dieser ganze Provinzschlamm, der sich aufhäuft, wenn die berufenen Straßenkehrer nicht ihres Amtes walten, verpestet uns allmählich die Atemluft!

Meine Herren, der Gemeinderat der Stadt Innsbruck kann von der Mitschuld an solch kläglichen Komödien der Irrungen nicht frei-

gesprochen werden! Und Sie werden in das Andenken Ihrer stolzbürgerlichen Namen ein großes Loch reißen, wenn Sie den Künstlern nicht zu Hilfe kommen und Ihr bisheriges schlechtes Beispiel durch ein gutes verwischen.

Gerade jetzt bietet sich hiefür eine Gelegenheit, wie sie kaum je günstiger sich einfinden wird. Die Erwerbung der Zelgerschen Gründe ist nur mehr eine Frage der Zeit. Sobald sie erfolgt ist, müssen Sie, um dem geplanten Parke einen Mittelpunkt zu geben, Musikpavillons, Wandelhallen, Bedürfnisanstalten oder derartiges errichten. Es ist leicht, bei geringen Mehrkosten damit ein kleines Ausstellungslokal für künstlerische Zwecke zu verbinden. Das Äußere des Baues wird dadurch nur gewinnen können. Nachdem Sie mit Schlachthaus und Kanalisation für den Magen- und Darmtrakt schöne Vorsorge getroffen haben, ist es hohe Zeit auch für Herz und Niere etwas zu tun, wozu Ihnen die erwähnte Verbindung einer Bedürfnis- mit einer Erbauungsanstalt den besten Anlaß bietet. Wir Künstler machen uns aus dieser nützlichen Nachbarschaft nichts. Unsere Kunst wird jenseits des verschwiegenen Ortes nicht schlechter gedeihen als jenseits jeder anderen Möglichkeit.

Der Ausstellungsraum müßte der Künstlerschaft kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Keine Künstlervereinigung Innsbrucks wird jemals im Stande sein, Miete zu bezahlen. Diese Erfahrung ist reichlich gemacht worden. Sogar die kostenlose Benützung eines Ausstellungslokales ist in regelmäßigen, kürzeren Intervallen nur dann zu garantieren, wenn ein Betriebskapital aufgebracht wird. Dies wird die Aufgabe der Künstler sein, und sie wird nicht allzu schwierig zu lösen sein.

Jedenfalls aber müßte sich der Gemeinderat entschließen können, in dieser Frage das Geschäft scheinbar beiseite zu lassen. Wenn einmal für ein Kunsthaus gesammelt wird, kommt sicher nur eine beschränkte Summe zustande, mit welcher man nicht ein Haus bauen und gleichzeitig einen Betriebsfond gründen kann. Sind die Künstler gezwungen, mit dem gesammelten Gelde das Haus zu bauen, dann wird der Gemeinderat den Grund hiezu schenken müssen, und er wird außer zu einer jährlichen Subvention auch zur Deckung der unvermeidlichen Defizite herangezogen werden. Und da hätten Sie, meine Herren, eine schöne Laus im Pelz. Das Kapital, deren Zinsen Ihnen in kleinen Ratio-

nen abgezapft würden, wäre zehnmal größer als die Bagatelle, welche die Erweiterung eines Patent-Urinoirs in einen Kunstsalon verschlingt. Eine weitsichtige kaufmännische Lösung wird also auch in dieser Sache die beste sein.

Vielleicht wäre es zweckmäßig, den Raum einem eigens zu bildenden Kunsthaus-Komitee, in welchem Künstlerschaft und Gemeinderat vertreten sind, mit der Bedingung zu übergeben, daß der Stadt daraus keine weiteren Kosten erwachsen. Dies würde Sie gewiß nicht hindern, aus den Ausstellungen jährlich für tausend Kronen Kunstwerke anzukaufen, wie es in Meran heute schon geschieht.

Der Ausstellungsraum soll nicht größer sein als 10 zu 20 Meter und durch verstellbare Wände alle kostspieligen Einbauten ersparen. Ein kleiner Vorraum und ein Kellerraum als Kistenmagazin vervollständigen die bescheidenen Ansprüche der Künstler. Diese würden es sich sicherlich angelegen sein lassen, der Stadt die Aufgabe mit Fassadenplänen zu erleichtern und für künstlerischen Schmuck zu sorgen. Auf diese Weise könnte ein Bau entstehen, der, so klein er auch bleiben wird, der Stadt Innsbruck nur zur Ehre gereichen würde.

Eine solche Heimstätte tirolischer Kunst wird auch den Künstlern Anlaß geben, sich enger und friedfertiger zusammenzuschließen. Solange der Kampf gegen die Widerwärtigkeiten ihrer Existenz und gegen die Nichtachtung ihrer geistigen Interessen nur Niederlagen brachte, hatte man keine Waffen gegen egoistische und zersplitternde Tendenzen. Geben Sie uns ein Forum, auf dem nicht das Wort, sondern nur das Werk werbende Kraft hat, dann wird auch die Erkenntnis durchgreifen, daß es in der Kunst keine Konkurrenz gibt, daß dieser Begriff nur die Erfindung kleinmütiger und philiströser Feigheit ist.

Meine Herren! Ich empfehle diese Anregungen Ihrer sorgfältigsten Berücksichtigung. Die Welt der Gemeinplätze wird sich zwar ruhig weiter drehn, wenn Sie darüber zur Tagesordnung übergehn; aber an Ihren eigenen Kindern werden sich schlimme Früchte zeigen, wenn Sie alles, was den Geist zu adeln vermag und der Gemeinheit wehrt, mit Absicht und Erfolg aus ihrem Gesichtskreise verbannen.

WERKE VON FRANZ SCHAMANN.

Liebe. Eine dramatische Skizze in vier Akten. — Wiener Verlag, Wien 1901.

Mährische Geschichten. Eine Novellensammlung. — Österr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig 1902.

Überwinder! Bühnenwerk. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Passion. Tragödie in vier Akten. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Aïda. Ein Novellenband. — M. Braunschweig, Wien und Leipzig 1909.

Die Nachwehen. Ein Roman aus Österreich. — München und Leipzig, bei Georg Müller 1910.

WERKE VON ARTHUR VON WALLPACH.

Im Sommersturm. Gedichte. Satanas. Nach dem Italienischen des Giosué Carducci. Verlag Schuster & Löffler, Berlin.

Sonnenlieder im Jahresringe. Heidnische Gesänge aus Tirol. Verlag Georg Heinrich Meyer, Leipzig und Berlin.

Kreienfeuer und Herdflammen. Neue Gedichte. Oesterr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig. Geh. K 2·40 (Mk. 2·—), geb. K. 3·60, (Mk. 3·—).

Sturmglock'. Gedichte. Oesterr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig. Preis derselbe.

Tiroler Blut. Gedichte. Bei Georg Müller, München u. Leipzig.

VON HUGO NEUGEBAUER

erscheint im Herbste dieses Jahres:

DAS DIADEM DER MELITTA

eine zyklische Dichtung.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.